

# Frisch gepresst

Autor(en): **Keiser, César**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 14

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-604492>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# frisch gepresst



## Ich lese, als bestinformierter Westeuropäer,

tagtäglich über die grosse und kleine Weltgeschichte das Neuste, das Aktuellste, das Kabarettreifste:

Ich lese vom EG-Debakel in Brüssel, das wieder einmal mehr zeigte, dass Menschen, auch Politiker, gegenseitig blendend auskommen können, solange nicht das liebe Geld dazwischenfunkt. Und da es bei der EG fast ausschliesslich ums Geld geht, «hörte wieder einmal nicht nur die Gemeinschaft auf», wie die WELTWOCHE schrieb, «sondern auch die politische Perspektive. Gesinnungs-Europäern musste beim Anblick feilschender Krämerseelen das Herz bluten.»

Die Krämerseelen, die sich dann aber für das obligate Gruppenbild mit Dame den Photographen stellten, blickten heiter und vergnügt und als ob alles zum besten stünde im besten aller Europas, in die Kamera. Die eiserne Lady lächelte freundlich zu M. Mitterrand hinunter und zu Helmut Kohl hinauf, die Zähne, die sie dabei zeigte, waren echte EG-Zähne, Eisen und Gold, beste britische Löwentradition.

Ich lese über Bhagwan Shree Rajneesh, den geheimnisvollen Inder, dem Hunderttausende zuerst nach Indien, dann nach Amerika folgten und noch folgen. Ist er ein Heiliger oder ein Scharlatan, der Mann, «der seine Jünger dazu bringt, sich 12 Stunden am Tag zu plagen – für einen Lohn, gegen den Arbeitslosenhilfe geradezu fürstlich ist – und dabei glücklich zu wirken?» In der Illustrierten DIE BUNTE lese ich ferner, dass der Meister täglich in einem seiner 17 Rolls-Royces durch «seine» Stadt fährt und «seine» Jünger begrüsst, von denen verschiedene auch in «seinem» Spielkasino für ihn arbeiten. Eine Heilsgeschichte oder ein Kabarett-Thema? Vermutlich beides. «Wenn du deine Sexprobleme löst, hast du all deine Probleme gelöst», sagt der Meister. Vielleicht sollten die Zürcher Behörden, so wie sie zur Durchleuchtung ihrer verfilzten Verwaltung den Prof. Hayek beauftragten, vielleicht sollten sie zur Lösung der städtischen Sexprobleme den geschäftstüchtigen Inder aus Oregon/USA herbeten?

Claus Helmut Drese, der Zürcher Opernhaus-Direktor, geht an die Wiener Staatsoper.

Die Pressemitteilung dröhnte wie ein Theaterdonner – was ist passiert, jetzt wo bald das neue Haus eröffnet werden soll? Ist die Beschneidung der Subventionsmillionen der Grund für Dreses Abschied? Hat er Mühe mit der städtischen Kulturpolitik? Gefällt ihm gar Zürich nicht mehr?

Beruhigt konnte man dann aber umgehend der Presse entnehmen, dass nichts von alledem der Fall sei. Herr Drese ist schlicht und einfach ein Märtyrer. «Ich weiss, dass ich als Zielscheibe hingehe», vertraute er der ZÜRI-WOCHE an. «Österreich besteht aus sechs Millionen Operndirektoren, und nur einer – der, der wirklich Staatsoperndirektor ist –, der macht alles falsch ...!» Nein, Herr Drese liebt Zürich, wie ich irgendwo lesen konnte, und will auch seinen Wohnsitz hier behalten. Ist das nicht schön: alle unsere Theaterdirektoren bleiben dieser Stadt treu! Harry Buckwitz lebt hier; Peter Weck, Direktor vom «Theater an der Wien», hat ein Haus am See, Gerhard Klingenberg ebenfalls, und Herr Drese bleibt auch unter uns. Der liebe Gott muss das Theatervolk schon sehr gern haben, denn «wen Gott liebt», sagt der Volksmund, «dem schenkt er ein Haus in Zürich.»

Um mit Herrn Drese zu singen: «Wien, Wien, nur du allein – aber später darf's schon wieder Zürich sein ...!»

Tagtäglich les' ich das Neuste, das Aktuellste. Dazu gehörte auch das, was wie ein Aprilscherz tönte, wenn es nicht bereits am 22. März in den Zürcher Tageszeitungen gestanden hätte:

«Das Ergebnis der von der Firma Hayek während eines Jahres durchgeführten Analyse der Verwaltungsabteilungen der Stadt Zürich: Die Stadt könnte jährlich zwischen 90 und 140 Millionen Franken sparen.»

Der neue Wind, der da offenbar durch die Verwaltung braust, wirbelt aber ganz schön Bürostaub auf! Wenn ich mir vorstelle, dass wir, die wir in dieser Stadt residieren, seit Jahren und Jahrzehnten -zig Millionen Franken zuviel Steuern bezahlten – dann wird mir ganz mulmig. Ich muss dringend mit Prof. Hayek reden – wie ich mir steuertechnisch auch ein bisschen was sparen könnte.